

Zeitschrift: Pionier : Zeitschrift für die Übermittlungstruppen
Herausgeber: Eidg. Verband der Übermittlungstruppen; Vereinigung Schweiz. Feld-Telegraphen-Offiziere und -Unteroffiziere
Band: 29 (1956)
Heft: 7

Artikel: Eine moderne Armee und ihre wirtschaftliche Tragbarkeit [Fortsetzung]
Autor: Heberlein, Georges
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-562210>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine moderne Armee und ihre wirtschaftliche Tragbarkeit

Referat von Dr. Georges Heberlein, Oberst i. Gst. (Fortsetzung von Nr. 6)

Welches sind nun die Wirkungen der Atomwaffen auf die normalen taktischen Verteidigungsformationen?

Das in taktischen Verbänden aufgestellte Infanterie-Regiment gliedert sich in zwei Bataillone in vorderster Linie nebst einem dritten Bataillon in Reserve. Ein in dieser Weise aufgestelltes Regiment kann durch eine einzige Bombe vernichtet werden. Andererseits würde die fragliche Bombe, falls ihr Abwurf nur ein Kilometer ungenau, zu wenig weit in die feindlichen Stellungen hinein, erfolgt, immer noch eine sehr stark vernichtende Wirkung zeitigen und die beiden Frontbataillone praktisch völlig erfassen, gleichzeitig aber die eigenen Truppen äusserst gefährden. Der Einsatz einer solchen Bombe kann sich somit für die eigene Truppe, die sich mit dem Gegner bereits engagiert hat, äusserst gefährlich auswirken. Das gleiche Beispiel lässt sich auch auf die Stufe der Division übertragen, die zwei Regimenter in der Front hat nebst dem Reserve-Regiment und der Divisionsartillerie. Würde die Division — wie bis anhin üblich — in dieser Weise aufgestellt, könnte sie durch einige wenige Atomgeschosse völlig vernichtet werden. Selbst bei Formierung einer Division in sogenannten Igeln, von denen sich eine Schule nach dem Kriege grosse Wirksamkeit erhoffte, käme man beim Einsatz von Atombomben zum gleichen Resultat, da die einzelnen Regimenter sich nach wie vor geradezu wie auf dem Teller präsentieren.

Es ist uns eine erst kürzlich durchgeführte Übung des amerikanischen Generalstabes bekannt, in der auf einer Front von ungefähr 30 km und in einem Kampfgelände von zirka 50 km Tiefe zwei Armeekorps eingesetzt wurden. Diesen standen mehrere Dutzend von Atombomben von 2 bis 500 KT zur Verfügung.

Allein diese Tatsache zeigt, wie rasch die Entwicklung vor sich geht. 1945 war für den Einsatz der ersten Bombe noch der persönliche Entscheid des Präsidenten Truman, des mächtigsten Mannes der Erde, notwendig. Zehn Jahre später ist man schon so weit, dass in einer Generalstabsübung den Korps- und sogar den Divisionskommandanten Dutzende solcher Bomben und selbst noch grössere zur Verfügung stehen.

Übertragen wir diese amerikanische Generalstabsübung auf eine unserer klassischen Verteidigungsstellungen, die Limmatstellung, dann hätte der Angreifer auf einer Front zwischen Zürich und Brugg in dem Raum zwischen Limmat und Reuss eine totale Zerstörung erreicht. Es wäre somit — wollte man die Gruppierung unserer Divisionen von 1939 berücksichtigen — nebst den zwei Frontdivisionen noch die Reserve-Division, die traditionsgemäss in der Gegend des Hallwiler- und Baldeggersees aufgestellt war, ausser Kampf gesetzt worden. Bei schwächerer Besetzung der vorderen Stellungen wären selbstverständlich die Verluste entsprechend kleiner.

Aus dieser Übung ergibt sich eindeutig, dass der wie bis anhin üblich gegliederten, angegriffenen Armee durch die Verwendung von Atomwaffen auf der erwähnten Frontbreite und dem daraus resultierenden Durchstoss des Feindes der Bewegungskrieg aufgezwungen wird. An diesem Umstand können auch die Gegner des Bewegungskrieges, die eine starre Verteidigung befürworten, nichts ändern. Sobald eine Front auf dieser Breite eingeschlagen ist, folgt automatisch die Bewegung — ob wir sie wollen oder nicht. Zur Wiederherstellung der Situation benötigt es ganze Heeresseinheiten; niemals würde das Heranführen einzelner Bataillone oder Regimenter zum Schliessen der Lücken genügen.

Aus all dem Gesagten lässt sich der Schluss ziehen, dass die bisher übliche klassische statische Form der Verteidigung im Atomkrieg überlebt ist, da eine solche Gruppierung der Truppen ein ideales Ziel für Atomgeschosse bildet, die auf jede Art von Massierungen vernichtend wirken. Dazu kommt, dass die durch Atombeschuss dezimierte und durch Radioaktivität immobilisierte Besatzung einer solchen Stellung unter Umständen nicht direkt angegriffen, sondern durch Luftlandetruppen übersprungen wird. Der Gegner würde in einem solchen Falle völlige Operationsfreiheit erlangen, sofern nicht hinten starke, in die Tiefe gestaffelte Reserven vorhanden sind.

Um all den aufgezeigten Gefahren erfolgreich begegnen zu können, sind in erster Linie zum Schutze des einzelnen Mannes und seiner Geräte Vorkehrungen zu treffen. Diejenigen Truppen, die im Moment nicht aktiv engagiert sind, benötigen tiefe Unterstände, die den offenen Graben ersetzen. Ferner hat die Panzerung des Tanks an Stelle des leichten Schildes des Geschützes zu treten. Im übrigen hat sich die Truppe der Tarnung, Scheinstellungen und vor allem der Bewegung sowie des Kampfes bei Nacht — Dinge, die uns schon längst geläufig sind — in letzter Vollendung zu bedienen.

Der Atomwaffenkrieg bringt — als weitere Folgerung — eine maximale Auflockerung der Truppen mit sich. Durch diesen Umstand müssen die Feuerkraft und die Reichweite der Waffen sowie auch die Beweglichkeit der Truppen gewaltig erhöht werden.

Schliesslich sollte vor allem vermieden werden, unsere eigenen Truppen in stabilen Lagern unterzubringen, da es bekanntlich viel einfacher ist, ein ruhendes als ein sich bewegendes Ziel zu treffen. Verbleiben Reserven oder Fronttruppen tagelang in den gleichen Stellungen, dann wird der Feind ihren Standort rasch erkennen und als lohnendes Ziel mit Atomwaffen beschossen. Sofern sie sich aber bewegen — selbst wenn die Front nur schwach besetzt ist —, wird es dem Gegner ungemein schwer fallen, sie zu finden und ausser Kampf zu setzen.

Am 15. Dezember 1955 sind in Amerika Atommanöver grössten Stils zu Ende gegangen, die unter dem Namen «Exercise Sagebrush» bei einem Einsatz von rund 110 000 Mann Erdtruppen und rund 30 000 Mann der Luftwaffe durchgeführt wurden.

In dieser Übung haben sich die Verteidigungsstellungen im hergebrachten Sinne als überlebt erwiesen. Typische Momente waren die Serien von kurzen, heftigen Gefechten an Schlüsselpunkten, wobei der Gegner die Mittel der Überraschung und Täuschung angewendet und bei den Kämpfen versucht hat, die Nacht zu seinem Verbündeten zu machen. Die Angriffe waren häufig gekennzeichnet durch ein rasches Versammeln und Auflösen der Kampftruppen durch die Luft. Ferner wurde bei einer Staffellung der Truppen in die Tiefe der Kampf meist nicht in vorbereitetem Gelände geführt, sondern vom Feinde versucht, den Gegner in eine Lage zu bringen, in der er ein lohnendes Ziel bot. Dieser wurde so «nuklear schachmatt» gesetzt, ein Begriff des Schachspiels, wonach durch Bewegungen versucht wird, den Gegner dorthin zu bringen, wo man ihn zu vernichten beabsichtigt.

Die Übung hat gezeigt, dass das zentrale Problem der Verteidigung darin liegt, die Kräfte derart zu gruppieren, dass ihre Stärke genügt, um den Gegner zur Massierung zu zwingen, andererseits eine Dezentralisierung der Truppen zu erreichen, um der Vernichtung oder verhängnisvollen

Schwächung durch die den feindlichen Angriffen vorangehenden Atombombardierungen zu entgehen. Solche im Grunde gegensätzliche Aufgaben können jedoch unmöglich durch eine starre Verteidigung gelöst werden.

Aus diesen Erfahrungen hat die angelsächsische Militärliteratur die notwendigen Folgerungen gezogen. Reinhardt und Kintner, die Autoren des Standardwerkes über den Atomkrieg, sehen in permanenten Befestigungen keinen Schutz gegen Atomwaffen. Sie halten den Stellungskrieg für einen Anachronismus und glauben, durch die Beweglichkeit der Truppen die Wirksamkeit der Atomwaffen erheblich zu verringern. Nach der Auffassung des Kommandanten der Armoured School in Fort Knox sind Einheiten, die fähig sind, sich für den Angriff rasch zusammenzuschliessen und für ihren passiven Schutz ebenso rasch wieder zu zerstreuen, notwendig, um den gegnerischen Angriffen im Atomkrieg standzuhalten.

In diesem Zusammenhang ist der defensive Einsatz von Panzern von besonderer Bedeutung. Die klassische Taktik bei der Verteidigung von Stellungen — das Halten eines bestimmten Geländestückes gegen jeden Angriff — wird wohl nie mehr auf dem Schlachtfeld angewendet werden. Vielmehr tritt an ihre Stelle eine bewegliche Verteidigung, die in Verbindung mit der Organisation des Feuers und der Ausnützung des Geländes versuchen wird, dem Gegner die Initiative zu entreissen. Die Verteidigung im Atomwaffenkrieg erfordert in der Front nur noch schwach besetzte Stellungen, indessen starke, in die Tiefe gestaffelte, motorisierte und gepanzerte Reserven. Diese werden erst im letzten Moment, nach Kontaktnahme mit dem Gegner, herangeführt, um allfällige Lücken zu schliessen oder durchgebrochene Gegner anzufallen. Die Literatur bezeichnet diese Taktik als «last minute concentration on the battle field», eine Konzentration im letzten Moment auf dem Schlachtfeld. Wurde früher die Vernichtungsschlacht durch doppelte Umfassung als klassisch angesehen, sprechen die Amerikaner heute von Königgrätz. Diese Schlacht von Königgrätz, die Moltke seinerzeit gegen die Österreicher schlug, ist heute wieder Vorbild geworden. Moltke hatte damals seine drei Armeen auf weit abgesetzten Distanzen angesetzt, die sich in der Folge erst im allerletzten Moment auf dem Schlachtfeld trafen. Damals wurde das berühmte Wort von Moltke «Getrennt marschieren und vereint schlagen» geprägt. Gerade dieser Leitsatz steht heute wieder als moderne Idee im Vordergrund.

Nach Meinung der Literatur sollen ferner vorgeschobene Verteidigungsstellungen nicht mehr unter allen Umständen und überall gehalten werden. Ihre Aufgabe besteht lediglich darin, das feindliche Vorgehen zu verzögern und vor allem den Gegner zu kanalisieren, damit die Voraussetzungen für den Gegenangriff oder für den Einsatz eigener Atomwaffen, sofern solche verfügbar sind, geschaffen werden.

In Zukunft dürfte das Feuer nicht mehr in dem Masse wie früher der Bewegung dienen, vielmehr wird dieselbe dazu benützt, für den Einsatz der alles vernichtenden Atomwaffen günstige Voraussetzungen zu schaffen. Interessant sind in diesem Zusammenhang auch die Äusserungen des englischen Generals Fuller, wonach die Einführung der Atomwaffen den Wert der Beweglichkeit steigern und im Atomkrieg selbst der gepanzerte Verband unter allen übrigen Truppen am wenigsten verwundbar sein dürfte.

In zukünftigen Kriegen müssen die Armeen somit nicht nur gepanzert sein, sondern auch mit grosser Schnelligkeit auseinander und zusammengezogen werden können sowie über eine weit grössere Beweglichkeit als bis anhin verfügen.

Ferner sieht der englische Panzerspezialist General Pyman in der Verteidigung Panzer als ausgezeichnetes

Mittel, um den Gegner zur Konzentration zu zwingen und damit selbst ein Atomziel zu bilden. Und der bekannteste englische Militärschriftsteller Liddel Hart hält treffend eine unbewegliche Armee für einen Leichnam, der im Schützengraben auf seine Beerdigung wartet. Wenn auch die Russen in ihrer Literatur weniger mitteilend sind, so lassen andererseits ihre Massnahmen erkennen, dass sie dieselben Grundsätze befolgen. Auch sie haben neuerdings ihre Divisionen in sechs kleine Brigaden — selbständige, sehr bewegliche Kampfelemente — aufgeteilt, und es ist uns bekannt, dass sie von den 20 in Deutschland stehenden Divisionen bereits 19, und von den total 175 Divisionen, die sie ständig unter Waffen halten, insgesamt 75 in diesem Sinne organisiert haben, wobei die übrigen 100 Divisionen praktisch alle motorisiert und mechanisiert sind.

Es steht somit fest, dass sich heute in allen Staaten die Konzeption der beweglichen Verteidigung durchgesetzt hat. Starke, in die Tiefe gestaffelte, motorisierte und gepanzerte Reserven, die die vorderen Stellungen im letzten Moment verstärken, um allfällige Lücken zu schliessen und Gegenangriffe gegen den eingedrungenen Feind zu führen, bilden die Voraussetzung für den Einsatz der eigenen Atomwaffen.

Beabsichtigen wir, im Mittelland zu kämpfen, so gelten diese Grundsätze für uns wie für alle andern. Es gibt nichts Dümmeres und Gefährlicheres als das Schlagwort der spezifisch schweizerischen Kampfweise, da die Gammastrahlen sowohl auf den Schweizer wie auf den Russen und Amerikaner gleich wirken. Um im Atomwaffenkrieg Bestand zu haben, müssen wir somit auf der Erde und in der Luft noch viel beweglicher und feuerkräftiger werden sowie lernen, unter Ausnützung des Geländes den Kampf noch viel intensiver als bisher aus der Tiefe zu führen. Im Grunde genommen ist dies bereits in Form einiger Grundsätze und Richtlinien unter der Bezeichnung «Programm Chaudet» bekannt geworden. Der Vorsteher des Eidgenössischen Militärdepartements führt wörtlich aus: «Wir können nicht behaupten, dass unsere Armee heute so organisiert ist, wie sie angesichts des modernen Krieges sein sollte. Man könnte die Aufstellung einer Feldarmee in Aussicht nehmen, deren bewegliche und feuerkräftige Reserven mit Schnelligkeit eingesetzt werden könnten. Feuerkraft und Beweglichkeit lassen sich erhöhen, trotz einer Herabsetzung der Bestände. Aufmarsch und Einsatz dieser Armee wäre durch eine zahlreichere Luftwaffe zu unterstützen und durch einen ebenfalls verstärkten Grenzschutz zu sichern.» Ferner spricht er auch von der Bedeutung, die wir den mehr oder weniger ortsgebundenen Formationen des Territorialdienstes als Inseln des Abwehrwillens beimessen müssen. «Das einzige und wahre Problem, das sich bei unserer Landesverteidigung stellt, ist dasjenige der Armee, jener Armee, die wir so aufbauen wollen, dass sie fähig ist, ihre Aufgabe zu erfüllen.» «Diese Auffassungen» — fährt er fort — «müssen etappenweise im Rahmen eines Gesamtprogramms und unter Berücksichtigung unserer finanziellen Möglichkeiten vorgenommen werden. Zahlreiche und gründliche Studien sind notwendig. Diese befinden sich zurzeit bei der Generalstabsabteilung und bei der Gruppe für Ausbildung in Bearbeitung. Gleichzeitig mit diesen Arbeiten sind von einer Gruppe von Offizieren sowie von den Mitgliedern der Landesverteidigungskommission ähnliche Studien durchgeführt worden.» Die Reaktion, die diese Ausführungen in einem Teil unserer Presse ausgelöst haben, ist bekannt. Es wurde von einer Preisgabe des Milizsystems gesprochen, von der Schaffung einer Berufsarmee, dem finanziellen Ruin der Eidgenossenschaft und von ähnlichem Unsinn. In diesem Zusammenhang ist in Abwandlung eines Ausspruchs Churchills zu bemerken, dass noch nie in der Geschichte

des schweizerischen Wehrwesens eine so saubere und klare Darstellung der Verhältnisse eines Departementschefs durch eine so grosse Zahl von Ignoranten und Übelwollenden in so krasser Weise entstellt worden ist.

Eine Heeresreform mit dem Ziel, sich den heutigen Verhältnissen anzupassen, wird somit im Hinblick auf den Bewegungskrieg eine Verstärkung unserer Luftwaffe erfordern. Ob 700 oder 1000 Flugzeuge notwendig sind, wird sich letzten Endes zeigen. Vergleichsweise verfügt die schwedische Armee, die in bezug auf ihre Grösse der unsern ähnlich ist, gegenwärtig bereits über 1200 Flugzeuge. Ferner wird es unerlässlich sein, unsere Panzerverbände zu vermehren und unsere Kampftruppe noch viel weitgehender als bisher zu motorisieren, so dass ein wesentlicher Teil unserer Feldarmee motorisiert ist. Schliesslich müssen unsere Verbindungsmittel noch verbessert werden, da die einzelnen Truppenteile durch die ständigen Bewegungen auseinanderkommen und sich dadurch die Verbindung schwieriger gestalten dürfte. Auch unser Geniematerial bedarf der Vermehrung. Desgleichen ist in erhöhtem Masse, und dies insbesondere bei der Artillerie, auf das Prinzip der Selbstfahrlafetten, auf die Mechanisierung überzugehen. Eine solche Reform dürfte wahrscheinlich die Zahl der Heereseinheiten reduzieren, indem kleinere, dafür aber motorisierte Divisionen mit starken Panzerdotationen in Erscheinung treten. Ferner werden wahrscheinlich — alles im Zuge der Reorganisation — auch die Truppenbestände reduziert, und es sollte möglich sein, das Auszugsalter, einem Wunsch der Sozialdemokraten entsprechend, herabzusetzen.

Es ist selbstverständlich, dass wir bei der ersten sich bietenden Gelegenheit alles unternehmen müssen, selber taktische Atomwaffen anzuschaffen. Früher oder später werden wir vor diesem Problem stehen, wenn auch zurzeit ein Ankauf solcher Waffen unmöglich ist. Im Hinblick auf diese Möglichkeit können wir indessen schon heute manches vorkehren.

Sollten wir wieder einmal — wie dies schon von 1940 bis 1944 der Fall war — in die unglückliche Lage versetzt werden, von einem allfälligen Gegner umzingelt zu sein, dann wären die Chancen einer Unterstützung durch andere Staaten, verglichen mit unserer Situation im letzten Weltkrieg, bessere. Würden beispielsweise die Russen Westeuropa überrennen und die Schweiz zunächst beiseite lassen, dann könnten nötigenfalls einige wenige mit Atombomben ausgerüstete Flugzeuge, die von England, Spanien, Sardinien, Korsika oder von Flugzeugträgern aus starten, viel zu unserem Nutzen unternehmen. Voraussetzung hiezu ist jedoch, dass wir koalitionsfähig sind, d. h. der Hilfe würdig befunden werden. Wir dürfen uns keinerlei Illusionen hingeben, dass eine schweizerische Armee, die sich in die Berge verzieht und vom Réduit aus den Kampf zu führen versucht, für Verbündete nicht interessant ist. Die Voraussetzungen für eine fremde Hilfe müssen wir selbst schaffen, indem wir fähig sind, im Mittelland beweglich zu kämpfen und damit Situationen herbeizuführen, welche allenfalls den Einsatz der Atombomben durch Alliierte für uns lohnend gestalten. In diesem Zusammenhang ist auf die Worte General Wille in seinem Bericht an die Bundesversammlung aus dem Jahre 1918 hinzuweisen: «Weder die zahlenmässige Unterlegenheit noch die Schwäche unserer Artillerie dürfen den General veranlassen, von vornherein auf die angriffsweise Kriegsführung zu verzichten, weil dies die Bewertung unserer Heereskraft im Ausland verringern würde. Wer von den Nachbarstaaten unser Feind werden will, muss wissen, dass nur ein Einmarsch stark überlegener Kräfte uns in die Defensive drücken kann, und wer durch den Einbruch eines Feindes unser natürlicher Verbündeter wird, muss den offensiven Wert unserer Armee so hoch einschätzen, dass

er aus eigenem Interesse uns rasch zu Hilfe eilt und auch die schwere Artillerie für unsere Divisionen zur Verfügung stellt.» Was General Wille 1918 schrieb, gilt auch heute noch, selbst bei veränderten Verhältnissen.

Wir dürfen nichts unversucht lassen, unsere Position derart zu gestalten, dass bei einem allfälligen Angriff auf die Schweiz andere Staaten aus eigenem Interesse heraus uns zu Hilfe kommen.

Wenn es einerseits auch sehr viele Leute gibt, die eine Modernisierung unserer Armee als notwendig erachten, halten sie doch andererseits das finanzielle Opfer als untragbar. Die Expertenkommission für die Bundesfinanzreform hatte im Jahre 1950 ohne nähere Begründung für Militärausgaben 300 Millionen Franken als oberste Grenze bezeichnet. Drei Jahre später — inzwischen war es zum Korea-Konflikt gekommen, der verschiedene Herren in Bern etwas ängstlich werden liess — hielt man 500 Millionen Franken noch für tragbar. 1954, ein weiteres Jahr später, wurde erneut eine Kommission zur Überprüfung der militärischen Aufwendungen eingesetzt, die den Betrag von 600 Millionen noch glaubte verantworten zu können. Die zweite Initiative Chevallier versucht nun, die Militärausgaben auf 500 Millionen Franken zu begrenzen, wobei allenfalls dieser Betrag überschritten werden dürfte, falls eine Volksabstimmung ein bejahendes Resultat ergäbe.

Wie verhält es sich nun mit unseren Ausgaben für das Wehrwesen: 1954 erreichten die effektiven Ausgaben für das Militärwesen der Eidgenossenschaft 688 Millionen Franken, also wesentlich mehr, als sämtliche Kommissionen und Herr Chevallier für zulässig erachten. Das Budget der Eidgenossenschaft rechnete damals trotz diesen 688 Millionen Franken noch mit einem Reinertrag von 14 Millionen Franken. Wie war nun das effektive Ergebnis? Trotzdem das Finanzdepartement noch 100 Millionen Franken für besondere Abschreibungen verwendete, wies die Rechnung einen Reinertrag von 230 Millionen Franken auf, gegenüber den budgetierten 14 Millionen. Obschon Ende 1955 über 1200 Millionen Franken oder mehr als zwei Drittel des gesamten Rüstungsprogrammes aus der laufenden Rechnung gedeckt werden konnten, haben sowohl Bund wie auch Kantone und Gemeinden in der Regel ihre Schulden noch zu reduzieren vermocht. Der Bund allein hat in dieser Zeit einen Überschuss von 580 Millionen Franken erzielt. Dies sind nur einige Zahlen, die zeigen, welcher Unfug mit dem Begriff wirtschaftliche Tragbarkeit getrieben wird.

Ein weiteres Beispiel: 1938, also vor dem Zweiten Weltkrieg, dienten 35% der Staatsausgaben für militärische Zwecke. Demgegenüber sind 1954 keine wesentlichen Änderungen eingetreten. Ein anderes Bild ergibt die Gegenüberstellung der Jahre 1913 und 1954. 1913 hat die Schweiz 75 Millionen Franken gegenüber 688 Millionen Franken im Jahre 1954 für militärische Zwecke ausgegeben. Für soziale Zwecke wurden 1913 21 Millionen Franken, 1954 569 Millionen Franken aufgewendet. In dieser Zeitspanne haben die Militärausgaben somit 12,5mal zugenommen, die Sozialausgaben indessen 26mal.

Im Verhältnis zu den Gesamtausgaben des Bundes ergibt sich, in Prozenten ausgedrückt, eine Reduktion der Militärausgaben von 45,5% im Jahre 1913 auf 38,6% im Jahre 1954. In der gleichen Zeitspanne sind andererseits die Sozialausgaben von 17,4% auf 29,3% gestiegen. Dieses Beispiel widerlegt eindeutig die Behauptung, die immer wieder von verschiedenen Seiten aufgestellt wird, dass unsere Sozialpolitik unter den übertriebenen Militärausgaben leide.

Wie verhalten sich nun in absoluten Zahlen unsere Ausgaben für das Militärwesen zu unserem nationalen Einkommen? Unser Nationaleinkommen ist von rund 9 Milliarden Franken im Jahre 1938 auf rund 22 Milliarden Franken im

Jahre 1954 gestiegen. Entsprechend erhöht haben sich auch die Militärausgaben; im Verhältnis zum Volkseinkommen ist die Steigerung (1938: 2,3%; 1954: 3,1%) indessen keinesfalls erschreckend.

Interessante Aufschlüsse geben auch die Vergleiche der Militäraufwendungen zu den sonstigen Ausgaben: Wir geben beispielsweise rund 2,5 Milliarden Franken pro Jahr für Versicherungsprämien aus, rund 600 Millionen Franken werden auf Sparhefte und Kontokorrentguthaben einbezahlt, rund 1 Milliarde Franken wird ausgegeben für Alkohol, rund 700 Millionen Franken für Tabak und ungefähr 400 Millionen Franken für Kosmetika.

Sind wir bereit, für unser Wohlergehen jährlich solche Beträge auszugeben, sollten wir auch für die ernste Aufgabe der Landesverteidigung nicht knauserig sein.

Die Militärausgaben der Schweiz sind somit keineswegs übersetzt, und es kann sich die Frage ihrer Tragbarkeit vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus betrachtet unter den heutigen Verhältnissen überhaupt nicht stellen. Dazu kommt, dass die Militärausgaben keineswegs unproduktive Aufwendungen darstellen, sondern sehr grosse Beträge wieder in unsere Wirtschaft, in Industrie, Gewerbe und Handel zurückfliessen. Beispielsweise ergingen im Jahre 1953 an die Privatwirtschaft für Metalle, Maschinen und Apparate Militäraufträge im Betrage von 214 Millionen Franken und an die Textilindustrie solche von insgesamt 21 Millionen Franken. Die Kantone haben auf Grund der ihnen zustehenden Vergütungen für die Ausrüstung der Rekruten usw. rund 26 Millionen Franken im Jahre 1953 erhalten, die wiederum der Privatwirtschaft zugute kamen. Im Jahre 1954, einem besonders starken Ausgabenjahr, gingen total 495 Millionen Franken oder 65,7% aller Militärkredite der eidgenössischen Volkswirtschaft in Form von Arbeitsvergebungen wieder zu.

Und wie verhalten sich die Militärausgaben zum Volkseinkommen: 1952 wurden 4,1% des Volkseinkommens für Militärausgaben verwendet. Bezogen auf das vergrösserte Volkseinkommen des Jahres 1954, würde dies rund 900 Millionen Franken entsprechen, und es besteht kein Zweifel, dass eine Ausgabe in dieser Höhe ohne weiteres tragbar gewesen wäre.

Holland, Belgien, Norwegen und Westdeutschland geben jährlich mit überraschender Gleichmässigkeit ungefähr 7,5% ihres Einkommens für Rüstungszwecke aus. Übertragen auf unser Volkseinkommen von 22 Milliarden Franken, würde dies einem jährlichen Militärbudget von 1,65 Milliarden Franken entsprechen. Bei der gegenwärtigen allgemeinen wirtschaftlichen Konjunktur braucht sich jedenfalls die Frage der wirtschaftlichen Tragbarkeit von Wehraufwendungen bis zur Höhe von etwa 6% des Volkseinkommens (rund 1,3 Milliarden Franken) bestimmen zu stellen.

Schweden beabsichtigt, seine Aufwendungen für das Militärwesen von 4,6% des Volkseinkommens auf ungefähr 5% heraufzusetzen. Würden wir 5% unseres Volkseinkommens aufwenden, dann ergäbe sich eine jährliche Ausgabe von 1,1 Milliarden Franken für das Wehrwesen.

Bei der gesamten Diskussion über die Militärausgaben wird bei uns stets die finanzielle Tragbarkeit der steuerlichen gleichgesetzt. Die Deckung der ausserordentlichen Ausgaben auf dem Anleienswege hat man überhaupt nicht in Erwägung gezogen, obschon im Bund von 1848—1945 immer nach diesem Prinzip verfahren wurde. Die Deckung der Mobilmachungskosten der beiden Weltkriege und die grösseren Rüstungsanstrengungen der Jahre 1889, 1893, 1903, 1909, 1912 und 1938 erfolgte ganz oder teilweise durch Anleihen. Der viel gehörte Einwand, dass solche Anleihen im Hinblick auf unsere grosse Verschuldung nicht in Frage kämen, geht fehl. Die eidgenössische Staatsschuld beträgt

seit vielen Jahren rund 8 Milliarden Franken und entsprach 1945 mit einer Höhe von 8 Milliarden Franken 61,9% des Volkseinkommens. Zehn Jahre später betrug sie, weil sich die Schuld inzwischen kaum verändert hatte, andererseits das Volkseinkommen gewaltig gestiegen war, nur noch 35% des Volkseinkommens. Wie liegen die Verhältnisse in den anderen Ländern? Die Staatsschuld des reichen Amerika beläuft sich auf 86% des Volkseinkommens, und England hat eine solche von über 200% seines Volkseinkommens. Unsere Lage ist somit im Vergleich zu anderen Staaten eine sehr gute.

Die weitere Behauptung, dass wir an der Verzinsung unserer Staatsschuld, die mit einer gewaltigen Budgetbelastung verbunden sei, schwer zu tragen hätten, hält näherer Betrachtung nicht stand. Durch das Anwachsen unserer Staatsausgaben wird diese Last immer kleiner. 1927 benötigten wir 33%, genau einen Drittel unserer Staatsausgaben, um die Schulden des Bundes zu verzinsen; 1947 waren es noch 20% und 1953 11%. Es werden somit noch rund 10% der Staatsausgaben für den Zinsendienst verwendet.

Jedenfalls ist heute schon klar, dass eine zukünftige moderne Armee wesentlich mehr kosten wird als die gegenwärtige. Solange indessen das Programm im Detail unbekannt ist, können auch die Kosten nicht genau festgelegt werden. Diese hängen im wesentlichen vom Umfang der Reorganisation und von der Dauer ihrer Durchführung ab. Über den Umfang der Reorganisation samt konkreten Vorschlägen wird wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahres von Bern aus Definitives verlauten, nachdem bereits verschiedene Projekte in Ausarbeitung begriffen sind. Die Dauer der Durchführung wird weitgehend von der militärpolitischen Lage und vom Umstand, ob diese als bedrohlich angesehen wird, abhängen. Es steht allerdings heute schon fest, dass diese trotz aller Friedensschlameien durchaus nicht erfreulich ist, haben doch die Russen bis heute beharrlich jegliche Inspektion der getroffenen Rüstungsmassnahmen abgelehnt.

Wie immer nun die neue Armee aussehen wird, ist während der Dauer ihrer Reorganisation mit einem Budget in der Höhe von zirka 1 Milliarde Franken zu rechnen. Dies würde zirka 4,5% unseres Volkseinkommens und somit nicht ganz den Wehrausgaben der Schweden entsprechen.

Die Sparkommission hält die genannte Summe für durchaus tragbar. Sie hat aber in diesem Zusammenhang den Begriff der finanzpolitischen Tragbarkeit geprägt und zielt damit auf denjenigen Betrag ab, den der Bürger oder das Volk überhaupt unbekümmert der wirtschaftlichen Möglichkeiten bereit ist zu bewilligen. Diese steuermässige oder finanzpolitische Tragbarkeit hängt somit von der Anerkennung ihrer Notwendigkeit durch die Volksmehrheit ab.

Ein Grossteil unseres Volkes ist von der Notwendigkeit und Zweckmässigkeit dieser Ausgaben überzeugt, und weitere Kreise dürften sich überzeugen lassen, sofern sie aufgeklärt werden. Es ist indessen notwendig, diese Aufklärung mit Offenheit durchzuführen und einzig und allein das Interesse des Landes in den Vordergrund zu stellen. Nichts ist gefährlicher gerade in Militärfragen als eine halbe Sache, und es ist in diesem Zusammenhang an die Worte von Bundesrat Chaudet zu erinnern: «Unser Volk wird sicher die harte Notwendigkeit verstehen, denn es wird zweifellos damit einig gehen, dass es besser wäre, keine Armee zu besitzen, als von unseren Söhnen zu verlangen, dass sie unter Bedingungen kämpfen müssen, in denen ihr Einsatz von vornherein ein unnötiges Opfer bedeuten würde.»